

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Östlichen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 18. April 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

Ein tief trauriger Blick Antoniens traf Lydia, als wollte er klagen: Hat sich meine Ahnung nicht bestätigt? Aber sie drängte das Wort von den Lippen zurück. Würde Cornelia verstehen können, welches Weh um die Freundin ihr Herz erfüllte? Lydia dagegen vermochte sich nicht zurückzuhalten. „Wie, Cornelia, und gerade jetzt, wo die Gefahr Helenen umdroht, wo sie mehr als je in ihrer Nähe einer befreundeten Seele bedürfen wird, willst Du sie verlassen?“

Cornelia schaute etwas mitleidig durch ihr goldenes Pincenez auf die Freundin hinab. „Wohl begreife ich, Lydia, wie Dein gültiges Herz so empfinden muß. Ich jedoch, meine Liebe, darf nicht allein meinem Herzen folgen, ich habe Rücksicht auf mich, auf die Stellung meines Gemals zu nehmen.“

„Die Dich verhindern, wie in guten Tagen, so auch in der Noth der Freundin zur Seite zu bleiben?“ warf Lydia zweifelnd ein.

Cornelia erhob sich unangenehm berührt. „Ihr begreift das nicht, was die Konvenienz in der Gesellschaft fordert. Ich kann mich darüber nicht hinwegsetzen. Ihr seid frei, ich bin gebunden, muß den Verhältnissen Rechnung tragen, wie es mir auch im Herzen zu Muthe sein mag.“

„O, wie beklagenswerth!“ rief Lydia erregt, „wenn man die besten Gefühle der kalten Konvenienz zum Opfer bringen muß!“

Antonie winkte Lydia abwehrend. „Cornelia hat Recht,“ sagte sie. „Sie ist eine Weltkame und in der Gesellschaft gilt es als höchstes Gesetz, alles zu meiden, was Unruhe und Erregung verursachen, was den Genuß stören könnte. Die Freundschaft selbst flieht mit der Trauer aus dem Hause, um erst mit der Freude wieder einzuziehen.“

Cornelia kniff ein wenig gereizt die Lippen zusammen. „Deine Darstellung ist etwas gefärbt, Antonie! — Du weißt, daß es sich hier noch um etwas anderes handelt, als Du erwähnest, und daß es mir nicht geziemt, wie ich auch im Herzen Helene entschuldigend mag, mich mit dem, was sie gethan, einverstanden zu erklären. Das nur will ich durch meine Abreise der Welt zeigen!“

„Du also bist die Erste,“ rief Lydia bitter, „die den Stein auf die Freundin wirft, die sie verurtheilt, ohne einmal zu untersuchen, wieviel Wahres oder Falsches in den verdächtigen Gerüchten über sie vorhanden ist.“

Cornelia hob stolz den Kopf. „Das zu untersuchen ist nicht meine Sache; die Zukunft wird es lehren, und gewiß wird niemand

erfreuter sein als ich, wenn meine Befürchtungen sich als grundlos erweisen, und der Präsident sich mit Helenen wieder ausöhnen sollte.“

Mit etwas gezwungenem Lächeln reichte sie den Freundinnen zum Abschiede die Hand. „Deshalb aber wollen wir die Alten bleiben.“

Sie verließ, von Lydia geleitet, das Haus.

„Sie hat sich von uns gelöst!“ sagte Lydia traurig, als sie zu Antonien ins Zimmer zurückkehrte. „Ein Glied der Kette, die Freundschaft und Glück um unsere Jugend schloß, ist ausgebrochen.“

Antonie legte beruhigend ihre Hand auf die Lydias. „Du bekundest nur aufs neue, Lydia, durch den Schmerz, den Dir die Erkenntniß von Corneliens Wesen bereitet, wie wenig Dir das Leben bisher genommen hat, wie glücklich Du bist. Cornelia aber hat sich nicht erst jetzt von uns gelöst, sie gehörte schon längst nicht mehr zu uns. In dem geräuschvollen Leben, das sie führt, hat die Pflege wahrer Freundschaft keinen Platz; sie muß dort wie alles zur gefälligen Unterhaltung dienen; und gewährt sie diese nicht mehr, so wird sie beiseite geschoben, um anderem Anregenden Raum zu gewähren. Doch beurtheile Cornelia deswegen nicht zu hart, meine Lydia. Ich habe in das Leben der Gesellschaft, in der Cornelia sich bewegt, einen tiefen und nicht erfreulichen Blick gethan, und kann Dir sagen, daß selbst bedeutendere und charaktervollere Frauen wie Cornelia dem entnervenden Einfluß des gehaltlosen, jede innere Einkehr, jede Selbstprüfung unmöglich machenden Genußlebens nicht widerstehen. — Und wohl ihnen, wenn sie wenigstens moralisch sich rein halten, und im Rausche nicht ihr Bestes, die Ehre und Würde der Frau einbüßen; denn im Genuße schleicht unbemerkt die Versuchung heran, und die Kraft, sie zu erkennen, ihr zu begegnen, ist dann selten noch vorhanden.“

„Welch trauriges, trauriges Bild!“ rief Lydia. — „Ich beklage Cornelia und weine um Helenen, wenn ich auch noch immer nicht glauben kann und mag, daß sie so schuldig ist, wie die böse Welt sie machen will.“

„Nicht so schuldig, aber dennoch schuldig!“ entgegnete Antonie bekümmert. — „Was aber sagst Du nun zu Deinem Vertrauen auf des Präsidenten Liebe und Weisheit? — Meinst Du noch, daß er Helene halten wird, sie halten kann, nachdem sie selbst vor seiner Tochter so tief erniedrigt ist?“

Lydia hob den Kopf. „Ich glaube und hoffe noch auf ihn. Wenn es möglich ist, so wird dieser edle Mann sie retten.“ Im selben Augenblicke, als die Freundinnen so sprachen, hielt ein Wagen vor der Gartenpforte; sie sahen zu ihrer Ueberraschung den Präsidenten demselben entsteigen und sich dem Hause nähern.

Die Freundinnen hatten in letzter Zeit öfter Gelegenheit gehabt, während ihrer Besuche bei Helenen den Präsidenten zu sehen, der besonders an Antonie großes Gefallen zu finden schien; ihre

Flugheit und Weltkenntniß, gepaart mit großer Bescheidenheit, hatten sein Vertrauen erweckt. So war auch jetzt in der drängenden Noth seiner Lage der Gedanke an Antonie in ihm aufgestiegen, daß sie, die treue und bewährte Freundin Helenens, ihm ihren Beistand bei dem, was er zu deren Heile erforschen hatte, nicht versagen werde. Er täuschte sich nicht. Mit zarter Rücksicht kam sie ihm entgegen, machte es ihm leicht, sich ihr anzuvertrauen. Helene sollte reisen, sollte fern der Heimat in Stille und Zurückgezogenheit die Sammlung zu gewinnen suchen, die zu der in ihre Hand gelegten Entscheidung über die Zukunft nothwendig war. Nach dem Vorgefallenen aber geboten Vorsicht und Schicklichkeit es doppelt, daß sie nicht allein reiste. Die Güte des Vatters wollte ihr jedoch in der Begleiterin zugleich auch die beste Stütze und Fürsorgerin geben, ein starkes Herz, an das sie sich lehnen, ein edles Empfinden, an dem sie das eigene überwältigende Gefühl zu klären vermochte. Das alles glaubte der Präsident in Antonie zu finden; er sagte ihr das offen, mit der feinen Erkenntniß des Mannes, dessen Blick durch ein langes und reiches Leben geschärft war. Sie dankte ihm eben so offen für sein Vertrauen.

„Es würde mich glücklich machen,“ sagte sie, „wenn ich Helenen in Wirklichkeit die Stütze sein könnte, die Sie in mir zu erkennen glauben. Ja, ich gestehe Ihnen, Herr Präsident, daß ich schon mit dem Gedanken umging, Sie um die Erlaubniß zu bitten, in dieser trüben Zeit bei der Freundin weilen zu dürfen. Ahnte ich doch nach dem, was ich erfahren habe, daß eine Entfernung Helenens nöthig sein werde.“

„Also auch zu Ihnen ist schon das Schmerzliche gedrungen?“ fragte der Präsident bekümmert.

„Durch Cornelia. Sie war hier, um uns Lebewohl zu sagen.“

„Ah, ich begreife,“ bemerkte der Präsident bitter, „sie verläßt ein Haus, das nach dem Vorgefallenen für die Baronin von Gidstetten kein passender Aufenthalt mehr ist.“

Antonie antwortete nicht, und der Präsident fuhr nach kurzer Pause fort: „Ich weiß, Fräulein Werner, Sie haben sich weit in der Fremde umgesehen; ich darf Ihnen daher mit vollem Vertrauen die Wahl des Aufenthaltsortes für Helenen überlassen. Ich selbst werde Sie nach Berlin geleiten, wohin mich Geschäfte rufen. Auch ich gehe dann, um meine wirklich angegriffene Gesundheit zu stärken, ins Bad, wohin meine Töchter mir folgen werden. Uns alle der Aufmerksamkeit der Bewohner von M. für längere Zeit zu entziehen, scheint mir das Gerathenste. Da ich nach Westen in eines der rheinischen Bäder gehen will, ist es wohl am besten, Sie schlagen die Richtung nach Süden ein. Vielleicht, wenn der Winter kommt, und Helene noch zu keinem Entschlusse gelangt sein sollte, setzen Sie Ihren Wanderstab noch weiter über die Alpen fort nach Italien hinein. Ein Blick in die Welt, von der Helene noch so wenig kennt, wird ihre Seele vielleicht weiten, die Erkenntniß ihrer selbst fördern. Doch ich bitte Sie, Fräulein Werner, in keiner Weise sie zu Entschlüssen zu drängen. Nur wenn sie ganz frei aus innerem Antriebe zu mir zurückkehrt, würde ich sie mit freudigem Herzen empfangen können. Jeder Seufzer von ihr, der einem unbefriedigten Verlangen gelten würde, müßte mein Leid nur noch vermehren. Doch es ist nicht nöthig, Ihnen Weiteres darüber zu sagen. Sie werden mich verstehen.“

„Ich verstehe Sie, und danke Ihnen von Herzen für die Güte und Nachsicht, die Sie unserer armen verblendeten Helene erweisen. Hoffen wir zu Gott, daß sie zur Erkenntniß kommt, und die Liebe und Treue einmal ganz zu würdigen weiß, die ihr so selbstlos dargebracht wird. Jedenfalls, Herr Präsident, werden Sie von mir stets völlig aufrichtige Berichte über Helenens Gemüthszustand erhalten.“

Mit warmem Händedruck schieden sie. Der Präsident hatte während der ganzen Unterredung seine ruhige Würde zu bewahren gesucht; dennoch war Antonie nicht entgangen, wie tief und schmerzlich

er dabei litt. Mit Thränen des Mitgeföhls trat sie zu Lydia, die bei der Unterredung nicht zugegen gewesen war, und berichtete ihr alles, was zwischen ihr und dem Präsidenten verabredet worden.

„Siehst Du wohl,“ rief Lydia mit leuchtenden Augen, „welch ein ausgezeichnete und edler Mann er ist. O, Antonie, jetzt dürfen wir hoffen. Wenn Du bei Helenen bist, wird der Dämon von ihr weichen; sie wird und muß zu ihrer Pflicht zurückkehren.“

„Das waltete Gott!“ entgegnete Antonie. „Doch fürchte ich, die Wandlung wird nicht so leicht vor sich gehen, als Du es Dir denkst, meine Lydia. Das Menschenherz ist ein eigenes Ding, und Helene hatte stets ihren ganz besonderen Sinn für sich, war im ganzen wenig zu beeinflussen. Doch auch ich vertraue mit Dir auf den edlen Grund ihrer Natur, der endlich doch siegen wird, wenn kein böser Einfluß von außen mehr unheilvoll auf sie wirkt, und die Klarheit ihres Denkens trübt.“

Als Antonie und Lydia am anderen Morgen zu Helenen kamen, fanden sie dieselbe schon mit dem Ordnen ihrer Sachen zur Abreise beschäftigt. Sie war ungemein bleich und erregt; beim Anblick der Freundinnen brach sie in Thränen aus und hielt sich wankend an ihrem Sitze. Antonie eilte auf sie zu, schloß sie in ihre Arme und drückte der Weinenden Haupt an ihre Brust.

„Weine Dich aus,“ sagte sie leise, „Thränen erleichtern das Herz.“

Lange saßen die beiden still umschlungen zusammen, während Lydia zärtlich Helenens Hände hielt. Endlich gewann dieselbe Fassung genug, um sprechen zu können.

„Antonie,“ sagte sie bewegt, „Du willst also wirklich der Einsamen Trost und Beistand werden, Du scheust Dich nicht, der Frau, von der man verächtlich sich abwendet, zur Seite zu bleiben?“

„Wie kannst Du fragen?“ entgegnete Antonie. „Was wäre Freundschaft, wenn sie im Leid sich nicht bewährte?“

„So segne Dich Gott für Deine Liebe!“ rief Helene und lehnte von neuem ihr Haupt an der Freundin treue Brust.

## VI.

Der Sommer war vergangen, Herbst und Winter in deutschen und welschen Landen eingezogen. Aber immer lachte noch über der alten Venedig, der Königin der Meere, der Perle der Adria, ein heiterer, blauer Himmel. Wie ein Zauberbild der Fata morgana steigt noch heute die trotz ihres Verfalles noch imponirende Stadt aus den sie umgebenden Wassern empor, von den schneebedeckten Firnen der fernen Alpenkette wie schützend umgeben. Mancher Blick aus den engen Gassen der Stadt richtet sich heute wohl sehnsuchtsvoll nach jenen Bergen. Dort hinter denselben liegt ja Deutschland, und jeder Deutsche denkt an diesem Tage, wenn er denselben in der Fremde verleben muß, ob diese Fremde auch noch so schön sei, mit Wehmuth an die Heimat, an die schnee- und eisbedeckten Tristen und Gewässer, für die selbst die in sanften Wogen an die Ufer der Niva schlagenden Wellen der tiefblau schimmernden großen Lagune nicht zu entschädigen vermögen. Denn es ist der Tag vor dem heiligen Christfest, die Zeit, in der jedes Haus in deutschen Landen sich festlich schmückt zur Feier der heiligen Nacht, wo lachende Kindergesichter neugierig zu den gefrorenen Fensterscheiben hinaufschauen, aus denen die Lichter des geschmückten Christbaumes in die bunten Straßen strahlen.

Von dem allen weiß man in Venedig nichts. Hier und da stehen zwar einige Tannenbäume in Kübeln zum Kauf für die in Venedig weilenden Deutschen, die Venezianer selbst kennen die Christbäume nicht. Auf den Märkten nur drängt sich das Volk, seine Einkäufe an Fischen und sonstigen Schwaben zum Feste zu machen. Und wahrlich, verlockend genug ist der Reichthum an Seethieren, an Gemüsen und Früchten, an Fleisch und Geflügel, der hier in lorbeerumkränzten Körben, in grün geschmückten Buden zum Kaufe ausgelegt ist. Den Fremden jedoch leidet es an diesem Tage nicht in dem Treiben des Marktes, dem Gewirr und Lärm der Käufer

und Verkäufer, er geht lieber an der Riba entlang und sieht von dort die Sonne hinter der prachtvollen kuppelgeschmückten Kirche von Santa Marie della Salute hinabsinken. Ein goldiger Glanz liegt über der großen Lagune, auf der, buntfarbigen Vögeln gleich, vom Lido her die Fischerboote mit ihren rothen und gelben, mit Heiligenbildern verzierten Segeln dahergleiten, um in Feiertagsruhe im Hasen zu rasten. Einige Minuten noch stehen sie mit geblähten Segeln in Reih und Glied, dann sinkt eines derselben nach dem andern nieder; es ist Feierabend.

Da durchzittert der erste mächtige Glockenton vom Campanile des Markusdomes die Luft, von allen Kirchen und Kapellen fällt es bald heller, bald tiefer ein, bis es in gewaltigen Tonwellen über die Stadt dahinbraust; der große Festtag der Menschwerdung des Heilandes wird eingeläutet.

In lebhaftem Gewoge strömt die andächtige Menge zu den geöffneten Kirchen, die dichtesten Scharen aber wallen durch die Marmorhallen in die der Pracht ihres musivischen Bilderschmuckes, der Schönheit ihrer Formverhältnisse wegen hochberühmte Kathedrale von St. Marko, wo der ehrwürdige Patriarch selbst heute die heilige Weihnachtsmesse celebriren wird. Im Innern des gewaltigen Raumes herrscht noch ein feierliches Halbdunkel, aus dem allein strahlend gleich dem Licht, das durch das Christkind in die Welt gebracht worden, der Hochaltar im Scheine zahlloser Kerzen leuchtet, heute besonders geschmückt durch die Pala d'oro, jenes kostbare, mit Juwelen verzierte alte Antependium von byzantinischer Arbeit. Davor im milderen Glanze farbiger Lampen hebt sich das Kreuz in griechischer Form, das Symbol des göttlichen Leidens und Sterbens, das Siegeszeichen der heiligen Gottesliebe. Sanfte Klangwellen, mit geübter Hand der Orgel entlockt, durchziehen die weiten Schiffe des Domes, Chorknaben schwingen die Räucherfässer, Priester und Domherren schreiten in Prachtgewändern mit feierlicher Würde zu ihren Sitzen im Chor. Noch ist der Patriarch, der während acht Tagen in strenger Abgeschlossenheit auf Santa Maria della Salute sich auf die heilige Handlung im Markusdom vorbereiten muß, nicht antwesend, aber jeden Moment wird seine Einführung und damit der Beginn der hochheiligen Handlung erwartet.

Für die in Venedig antwesenden Fremden hat diese seltene Harmonie ein ganz besonderes Interesse. Zerstreut in den andächtigen Gruppen der Venezianer, von stattlichen, dunkelgelockten Männern, anmuthigen Frauen, um deren feine Züge sich zierlich geordnet der Schleier faltet, sind sie bemerkbar durch ihren nordischen Typus, die hellere Hautfarbe, das sanftere Blau der Augen. Mit halb neugierigen, halb bewundernden Blicken schauen sie um sich, empor zu dem leuchtenden Gold der musivischen Wölbung und Wände, dem weiten Galerien, die früher der Sitz der edlen Signoria mit ihren Familien, jetzt völlig leer und in Dunkel gehüllt sind. Nur zur Seite des Hochalters schimmert ein dämmriges Licht aus einer schräg dem Chor für die Sänger und das Orchester gegenüberliegenden Empore. Diese öffnet der gefällige Sakristan zuweilen begünstigten Fremden, damit sie von dort aus der innerhalb des Altarraumes vor sich gehenden Handlung zuschauen können. Auch heute sind einige solche dort antwesend; Deutsche, wie man an ihrer Physiognomie und Sprache erkennt. Es ist eine größere Gesellschaft von Herren und Damen, die alle zusammen gehören, und wenn auch leise, so doch eine lebhaft Unterhaltung führen. Nur eine einzelne Dame sitzt abge sondert von diesen. Sie war die Erste, die der Sakristan hereinließ, und sitzt in der dunkelsten Ecke, einen dichten Schleier über das Gesicht gezogen.

Ihr zunächst auf einem der vorderen Stühle hat eine junge Dame in tiefer Trauer Platz genommen. Sie besitzt ein sanftes, wohlgeformtes Gesicht, und trotz ihrer Jugend sehr kluge, klarblickende Augen. Oft wendet sie sich zu einem hinter ihr stehenden jüngeren Herrn, in dessen ernsten, geistig belebten Zügen wir Walter von Grumbach erkennen. Seit dem Herbst ist Walter bei der deutschen

Gesandtschaft in Rom beschäftigt, nächster Untergebener des gleichfalls dorthin versetzten Legationsraths von Cickpetteu, in dessen Hause er ein häufiger Gast ist. Doch werden die Ereignisse, die ihn veranlaßt haben, die Heimat zu verlassen, in taktvoller Zurückhaltung weder von Cornelia noch von ihm berührt. Helenens Name ist von beider Lippen noch niemals genannt worden. Im Gegentheil giebt Cornelia sich den Anschein, als glaube sie Walter auf Treiersfüßen gehend, und neckt ihn zuweilen harmlos mit der jungen Dame, an deren Stuhl er steht, der lebenswürdigen, durch den vor wenigen Monaten erfolgten Tod ihres Vaters zur reichen Erbin gewordenen Editha von Kürnberg. Walter läßt sich den Scherz gefallen. Er hält es für eine feine Rücksicht der Freundin Helenens, daß sie so ganz die Unwissende spielt; auch fühlt er sich wirklich von dem Geiste und der Lebenswürdigkeit Edithas angezogen. Ihre Augen erinnern ihn in Farbe und Ausdruck an die Helenens, ja, auch der tiefe Klang ihrer Stimme ruft ihm die Geliebte zurück. Und er, der seiner Unruhe, seinem Sehnen gewaltsam Fesseln anlegen muß, er greift nach allem, was auch im Abglanz nur das Bild der Fernen herbeizuzaubern vermag. Er sucht Edithas Gesellschaft und merkt nicht, wie die Welt über dieses häufige Zusammensein zu flüstern anfängt, wie auf Corneliens Lippen oft ein eigenthümliches Lächeln schwebt, wenn sie ihn an Edithas Seite sieht. Cornelia denkt, er vergißt im Glanz von Edithas Augen die Aufwallung für Helenens; er aber sucht in den Augen Edithas nur die Helenens wieder, er hört ihr gerne zu, weil er sich einbilden kann, es sei Helenens Stimme, auf die er lauscht. Jetzt in Venedig ist er mit dem Legationsrath und dessen Gemalin Gast im Hause des Malers Ortman, des Vaters von Edithas Mutter, ihres Stiefvaters. Ortman ist für mehrere Monate wegen eines bei ihm bestellten Gemäldes aus der Venezianischen Geschichte von Rom nach Venedig übergesiedelt und hat dorthin die ihm seit kurzem befreundeten Cickpetteus wie auch Walter zur Feier des Weihnachtsfestes eingeladen.

Außer dem Maler mit seiner Familie und seinen Gästen findet sich noch ein anderes uns wohlbekanntes, jetzt neubermähltes Paar auf der Empore: Eugen von Althof und Olga, die seit drei Wochen in Italien auf der Hochzeitsreise sich befinden. Schon in Rom haben sie auf einer Assemblée in der deutschen Gesandtschaft Walter getroffen; man ist kühl, aber mit Haltung einander begegnet. Desto freundlicher nahm Olga das Entgegenkommen Corneliens auf. Sie stellte sich gern in der fremden Gesellschaft unter den Schutz der ihr bekannten weltgewandten Dame, plauderte oft mit ihr von der Heimat. Helenens Name wurde auch zwischen ihnen nicht erwähnt. Das junge Paar folgte mit Vergnügen der Aufforderung des Legationsraths und seiner Gemalin, sich bei dem Ausfluge nach Venedig, das auch sie sich als letztes Reiseziel vor der Rückkehr in die Heimat festgesetzt hatten, ihnen anzuschließen.

Sie waren nicht Gäste im Ortmannschen Hause, hatten jedoch die Einladung, den Weihnachtsabend gemeinsam dort zu verleben, dankbar angenommen.

Walter neigte sich zu Editha.

„Sie sehen diese Zeremonie nicht zum ersten mal, Fräulein Editha? Sie verweilten schon einmal zur Weihnachtszeit in Venedig?“

Sie wandte ihr ernstes Auge zu ihm hin. (Fortf. folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Strumpfgeschichten.

Plauderei von Robert Habs.

Der Strumpf, das vorschrittsmäßige Kleidungsstück für Fuß und Bein des zivilisirten Menschen beiderlei Geschlechts, kann sich weder ehrwürdigen Alters noch grundsätzlicher Unentbehrlichkeit rühmen. Bei alledem aber hat er, vielleicht schon deshalb, weil der

Mensch das einzige Thier ist, das sich des Besitzes von Waden erfreut, in mehr als einer Hinsicht eine bemerkenswerthe Rolle gespielt, und so lohnt sich wohl ein Blick auf die einzelnen Phasen seiner Geschichte.

Der Vater des Strumpfes ist unbekannt, seine Mutter aber war niemand anders als — die Hose. Mit ihr haben wir uns daher zunächst etwas näher zu beschäftigen.

Die Hose ist ein urdeutsches Kleidungsstück. Dem klassischen Alterthum durchaus fremd, trat sie den Römern zuerst bei den nach bekannter Melodie am Rheine sesshaften Germanen entgegen und veranlaßte die Eroberer, danach den betreffenden Landestheil als „hosentragendes Gallien“ (Gallia braceata) von dem nach römischer Mode „togatragenden“ (Gallia togata) zu unterscheiden. Den Römern blieb die Hose infolge der Unbotmäßigkeit ihrer Träger stets ein Kennzeichen der Barbarei und Unkultur. Die Ironie der Weltgeschichte aber wollte, daß gerade sie der Nachwelt das glaubwürdigste Dokument über das verabscheute Beinleid überliefern mußten; auf der berühmten Trojanssäule in Rom finden sich die gefangenen Germanen wahrheitsgetreu in Hosens dargestellt.

Diese Ur-Hose reichte von der Hüfte bis zum Knöchel gleich dem modernen Beinleide, nur war sie bedeutend weiter als dieses. Im Laufe des Mittelalters jedoch wurde sie allmählich enger und enger, und zu Ausgang desselben erscheint sie aus einem Stück gearbeitet, das Hüften, Schenkel, Bein und Fuß fest wie ein Trikot umschloß, ohne jedoch die Elastizität des Trikots zu besitzen. In dieser Gestalt bildete sie ein wesentliches Stück der wegen ihrer Steifheit berüchtigten „spanischen Tracht“. Der Anfang des 16. Jahrhunderts indessen brachte eine bedeutsame Wandlung. Der Geist der Freiheit, der damals durch die Länder wehte, rang auch in der Kleidung nach Ausdruck, und er fand ihn in der sog. „geschlitzten Tracht“. Diese Hose wurde nun, während der untere Theil dicht anschließend blieb, vom Knie an aufwärts immer bauchiger, bis sie schließlich die groteske Form der Pluderhose annahm, die nicht nur den Born der Geistlichkeit, sondern auch den Spott aller Verständigen herausforderte.

Diese Modethorheit führte dann etwa gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die entscheidende Wendung herbei. Die Pluderhose machte nicht nur unbeholfen, sie war auch schwer anzulegen. Ein kühner Neuerer kam daher auf den sinnreichen Einfall, die Beinlänge am Knie durchzuschneiden — und der Strumpf war erfunden.

Wo und durch wen diese Erfindung gemacht wurde, ist nicht mehr festzustellen. In der Regel schreibt man sie den deutschen Landsknechten zu, denen die Unhandlichkeit der ungetheilten Hose im Felde besonders lästig fallen mußte. Sie kann aber auch von Frankreich ausgegangen sein, wo gerade damals durch Katharine von Medicis das Menuett eingeführt wurde, jener graziöse Tanz, dessen Schönheit nicht zum wenigsten auf der freien Beweglichkeit des Kniegelenks beruht, wie erst der Strumpf sie ermöglichte. Auf jeden Fall fand die ebenso praktische wie elegante Neuerung den Beifall der damaligen vornehmen Welt und damit im Fluge Eingang an den europäischen Höfen — mit Ausnahme des spanischen, wo noch bis tief ins 17. Jahrhundert hinein die anschließende Hose üblich und der Strumpf sogar bei den Damen verpönt blieb. Aus dieser Eigenheit erklärt sich der drastische Ausspruch jener spanischen Oberhofmeisterin, die ein für ihre Herrin bestimmtes Huldigungsgeschenk von zwölf Paar seidenen Strümpfen tief entrüstet mit der Begründung zurückwies: „Eine Königin von Spanien hat überhaupt keine Beine.“

An den übrigen Höfen dagegen beeilten sich die Frauen, die bis dahin nur Unterbeinkleider getragen hatten, dem Beispiel der Männer zu folgen und den Strumpf ihrem Kleidervorrath einzuverleihen. Schon der galante Kultus, den einige Kavaliere mit dem neuen Toilettenstück trieben, mußte sie dazu anreizen. Wie nämlich der ebenso rückwärtslose wie zuverlässige Sittenmaler Brantôme er-

zählt, ließen einzelne Hofleute, wenn sie sich mit neuen Strümpfen versorgt hätten, diese erst einige Tage von ihren Schönen tragen, um ihnen einen besonderen poetisch-erotischen Werth zu verleihen.

Brantôme spricht bei dieser Gelegenheit ausdrücklich von feinen Strümpfen. Hatte man nämlich anfänglich den Strumpf als einen Abschnitt von der Hose nur aus Wolle oder Baumwolle gefertigt, so ging man doch schon sehr bald, jedenfalls noch vor Schluß des 16. Jahrhunderts, zur Herstellung aus Seide über. Namentlich die Damen kamen ungemein rasch zu der Ueberzeugung, ohne Strümpfe aus farbiger Seide nicht mehr standesgemäß auskommen zu können. Ermöglicht aber oder doch wesentlich begünstigt wurde diese Mode durch die gleichzeitige Erfindung der Strumpfwirkmaschine durch den Engländer William Lee zu Cambridge i. J. 1589. Hatte man bis dahin, obgleich die Kunst des Strickens keineswegs unbekannt war, den Strumpf zumeist mit der Hand zusammengenäht, was, um den tadellosen Sitz herauszubringen, unverhältnißmäßig viel Zeit und große Fertigkeit erforderte, so konnte man jetzt dank der Lee'schen Maschine zur Massen-Produktion übergehen und allen Anforderungen in bezug auf Quantität wie Qualität nachkommen. Auf diese Weise wurde der Strumpf schon bald nach seinem Inbauseintreten zur treibenden Kraft für ein neues Gewerbe, die Strumpfwirkerei, deren Ausblühen ihm dann ihrerseits wieder die eigenartige Rolle ermöglichte, die er von da ab zwei Jahrhunderte hindurch in der guten Gesellschaft spielte.

Zunächst freilich, d. h. während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, trat erst noch ein stolzer Rivale gegen ihn in die Schranken. Der dreißigjährige Krieg in Deutschland und der Krieg der Fronde in Frankreich hatten den kolossalen, dabei aber kleidsamen Reiterstiefel auch in den Sälen der Fürstenschlösser heimisch gemacht und die der Prunksucht schmeichelnde Mode, den oberen Rand des Stiefels mit mehr oder weniger kostbaren Spitzen zu besetzen, schien ganz dazu angethan, ihm eine bleibende Stätte zu sichern. Das wäre natürlich der gesellschaftliche Tod des Strumpfes gewesen, den der riesige Rivale völlig verdeckte. Der schwere Stiefel hatte jedoch einen gefährlichen u. d. mächtigen Feind: die Frauen, deren Tanzlust er im eigentlichen Sinne des Wortes hindernd in den Weg trat. Mit den Frauen als Helfern behauptete daher der Abkömmling der Hose das Feld. Der junge, galante, lebenslustige Ludwig XIV. machte den Seidenstrumpf nebst Schnallenschuh zur Hoftracht und da der französische Hof tonangebend für Europa war, so war damit die Bedeutung des Strumpfes für die gute Gesellschaft endgiltig gesichert.

Und nun erst begann er auch seinen vollen Einfluß auf das gefellige Leben zu äußern. Wie schon angeführt war er als Befreier von der Zwangsjacke der spanischen Tracht auf die Welt gekommen, indem er dem Manne einen freieren Gebrauch der unteren Gliedmaßen, eine größere Beweglichkeit der Beine gestattete. Dieser Umstand wurde jetzt, nachdem er durch des Sonnenkönigs Einfluß ein stehender Bestandtheil der Tracht der vornehmen Männerwelt geworden, von weittragender Bedeutung. Denn wie nicht zu leugnen, wird nicht nur Gang und Haltung, sondern das ganze Wesen und Gebahren vielfach von der Kleidung beeinflusst, in der der Mensch steckt; man tritt im Gesellschaftszug unwillkürlich anders auf als im Hausrode. Dementsprechend theilte sich jetzt auch die größere Beweglichkeit, die der Strumpf zuließ, der ganzen Haltung und dem ganzen Auftreten, dem ganzen Benehmen der Männer mit. Wurde der Gang leichter und freier, so wurde auch der Gruß graziöser, der Tanzschritt anmuthiger, die Sprache lebhafter, die ganze Umgangsform gefälliger, — kurzum, der hölzernen steife, zugeknöpfte Hidalgo des 16. Jahrhunderts verwandelte sich allmählich in den zwar noch immer standesbewußten, aber lebenswürdigen und umgänglichen Cavalier des 17. Säkulums. Allerdings wirkten bei dieser Wandlung noch eine ganze Reihe anderer Ursachen mit, die Strumpftracht aber bildete dabei das auslösende Moment für das Zusammenwirken jener bis dahin ruhenden und zersplitterten Kräfte und dem Strumpf gebührt daher eine hervorragende Stelle

unter den gestaltenden Mächten des geselligen Lebens im 17. Jahrhundert.

Sein Einfluß erstreckte sich jedoch noch viel weiter.

Ein wohlgeformtes Bein hat sicher jederzeit Gefallen erregt und der Strumpf brachte die plastische Schönheit der menschlichen Wade zur vollen Geltung. Doch nur die Männer hatten das Recht, mit dieser Schönheit zu paradiern. Konnten und durften die Damen gänzlich auf diesen Vortheil verzichten — sie, die dem Strumpfe von jeher die größte Beachtung geschenkt hatten? Das wäre zuviel verlangt gewesen. Das große Hinderniß freilich, das den Fuß verhüllende lange Kleid, trotzte jedem Versuche, es in die Kumpelkammer der Vergangenheit zu verweisen, denn bei aller Leichtlebigkeit der Höfe früherer Jahrhunderte scheute man doch stets den offenen Bruch mit den volkstümlichen Begriffen von Anstand und Ehrbarkeit. Man suchte also nach einem Auswege und dieser fand sich in den allegorischen Schäferspielen, die den Damen vollauf Gelegenheit boten, als Kokette, spröde oder sentimentale Schäferinnen mit ihren kostbaren Seidenstrümpfen Parade und Eroberungen zu machen. Vom eigentlichen Schauspiel unterschied sich das Schäferspiel namentlich dadurch, daß es mit Musik, Gesang und Tanz verbunden war — mit andern Worten: es war der Reim und Vorkäufer der modernen Oper und des modernen Ballets! So machte der Strumpf sich auch auf dem Gebiete der Kunst als treibende Kraft geltend, indem er zur Entwicklung einer neuen Kunstform Anlaß gab, wie er schon die Ausbildung neuer Umgangsformen veranlaßt hatte.

Eine noch glänzendere Rolle als im Zeitalter Ludwigs XIV. spielte er dann unter dessen Nachfolger. Das Zeitalter des Rokoko ist ohne den Strumpf nebst Kniehose und Schnallenschuh geradezu undenkbar! Damals drang er auch mit dauerndem Erfolge in die Volkstrachten ein. Die bekannte kurzrockige Tracht der Altbürgerinnen z. B., die man so gern für uralt ausgiebt, reicht sicher nicht über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Neben dem Brustflak bilden bekanntlich die Strümpfe die originellsten Stücke derselben, indem die Altbürgerin an den Wochentagen dunkle, an den Festtagen weiße Strümpfe trägt — dann aber nicht ein, sondern gleich zwei Paar! Der gute Ton erfordert nämlich, mit feinmaschigen, reich durchbrochenen Exemplaren zu paradiern und da diese den Fleischtönen durchschimmern lassen würden, so trägt man noch ein zweites Paar darunter.

Dasselbe 18. Jahrhundert aber, das den Triumph des Strumpfes sah, sah auch seinen Sturz. Er wurde, wie so vieles andere, ein Opfer der französischen Revolution. Schon einige Jahrzehnte vor derselben war an die Stelle des Schnallenschuhs vielfach der blankgewichste Halbstiefel getreten, der nur noch eine Handbreit vom Strumpfe sichtbar ließ, seit 1790 aber begann nun das Beinleid sich mehr und mehr zu verlängern, bis es schließlich nicht nur den Rest des Strumpfes, sondern auch den Stiefel unter sich bekam. Diese Katastrophe trat um das Jahr 1796 ein und seitdem ist der Strumpf den Augen der Welt entrückt. Höchstens daß Zufall oder Koketterie uns noch ab und zu ein Streifen desselben bei den Damen zu Gesicht kommen lassen.

Aber ist seine Geschichte damit abgeschlossen? Ich glaube kaum. Ist er doch seit einem Jahrzehnt nebst Schnallenschuh und Kniehose am deutschen Kaiserhofe rehabilitirt worden und bemüht sich doch die weitverzweigte Sekte der Radler und Radlerinnen nicht ohne Erfolg, ihn auch vor der Oeffentlichkeit wieder zu Ehren zu bringen. Diesen Anzeichen nach ist es keineswegs unmöglich — doch das Prophezeien ist ein zu undankbares Geschäft, als daß ich mich damit befassen möchte. Warten wir ab, was kommen wird: qui vivra, verra!

(Nachdruck verboten.)

## Der Spendir-Onkel.

Von Ulrich Hagen.

„Nicht wahr, Onkelchen, ich bekomme als Hochzeitsgeschenk das entzückende Service?“

Der Angeredete, ein ältlicher Herr mit stark ergrautem Haar und Bart, nickte und schaute traumberloren in die lachenden blauen Augen der Sprecherin, die vor einem Koupée dritter Klasse stand.

„Hand darauf, Onkelchen,“ damit ergriff sie ohne weiteres seine Hand und drückte sie herzlich. „Also abgemacht.“ Jetzt hob sie drohend den Finger und sagte lächelnd:

„Sorge aber dafür, daß die Kiste nicht etwa unterwegs verloren geht, hörst Du, Onkel Christian?“

„Gewiß, Gretchen, Du bekommst das versprochene Service, verlaß Dich darauf.“

Er umarmte das junge Mädchen, denn der Schaffner trat hinzu und mahnte zum Einsteigen.

„Glückliche Reise, Gretchen, und vergiß den alten Onkel nicht.“

Gretchen schien indessen für nichts Sinn und Gedanken zu haben, als für das in Aussicht stehende Service. Sie erwiderte:

„Ich freue mich riesig auf das Service, sollte es jedoch nicht richtig an meine Adresse abgeliefert werden, sehe ich Himmel und Hölle in Bewegung, um es zu erlangen, ich habe Dein Versprechen, und daran halte ich mich.“

Schon war der Zug im Fahren, Onkel Christian winkte einen Abschiedsgruß, und bald war Gretchens frisches, rosiges Gesichtchen seinen Blicken entschwunden.

„Die kleine Heze versteht es,“ murmelte er seufzend, „ich werde dieses mal nicht umhin kommen, denn mit Versprechungen und Ausflüchten giebt sie sich nicht zufrieden.“

Er wandte sich zum Gehen, noch immer mit dem Gedanken an das Hochzeitsgeschenk beschäftigt.

„Wenn sie doch das unglückselige Service nicht gesehen hätte. Mag ein schönes Stück Geld kosten! Als wenn ich nur gespart hätte, um hernach alle Welt beschenken zu können.“

Die Laune war ihm für den ganzen Tag verborben, vielleicht noch länger.

Christian Wender war Junggeselle und wurde in der ganzen Familie nicht anders als der „Spendir-Onkel“ genannt, nicht etwa seiner Freigebigkeit wegen, sondern aus Spott, weil er stets bereit war, Geschenke zu versprechen, die jedesmal das Unglück hatten, auf der Post verloren zu gehen. Diese kleine Schwäche abgerechnet war Onkel Christian der gutmüthigste Mensch von der Welt, freundlich und zuvorkommend gegen jedermann, nur sein Geldbeutel durfte nicht in Betracht kommen.

Für Gretchen, seines Bruders Tochter, hegte er eine besondere Vorliebe, und er hatte den Gedanken längere Zeit in Erwägung gezogen, ob er nicht gut daran thun würde, sie als sein Weib heimzuführen, doch im Hinblick auf die Kosten, die das verursacht haben würde, hatte er diese Wünsche im Reime erstickt.

Als Gretchen sich nun aber vor einem halben Jahre verlobt hatte, war er fest überzeugt, daß seine Absichten ernstliche gewesen und bereitet seien, weil ein anderer ihm zuvorgekommen war; und er bedachte den glücklichen Bräutigam mit einer Flut von Verwünschungen, die er jedoch nicht laut werden ließ, sondern wohlweislich für sich behielt. Daß Gretchen ihm den Vorzug gegeben haben würde, wenn er frühzeitig gesprochen hätte, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Als sie nun einige Tage bei ihm zu Gaste gewesen war, um ihre kleine bescheidene Aussteuer zu besorgen, hatte sie ihn mehr denn je angezogen, ihr heiteres Temperament hatte ihn so erfrischt, daß er sich ganz verjüngt fühlte. Zugleich war es ihm aber auch recht zum Bewußtsein gekommen, wie ein solch jugendliches, reizendes

Wesen sein Leben hätte verschöner können, und er empfand einen Haß gegen den, der sie ihm vor der Nase weggeschnappt hatte.

Er hatte sich auch nicht entschließen können, die Einladung zur Hochzeit anzunehmen, denn ansehen zu müssen, wie der andere mit seinem Juwel glücklich war, hätte er nicht ertragen. Es hätte auch überdies wieder Geld gekostet. Das war für ihn ausschlaggebend gewesen; sein Geldbeutel war ihm schließlich doch noch mehr ans Herz gewachsen als das reizende Gretchen, obwohl er das nie zugestanden hätte, sogar sich selbst nicht.

In acht Tagen sollte die Hochzeit stattfinden, und Onkel Christian zögerte noch immer, das Geschenk zu kaufen, er hatte einen schwachen Hoffnungsschimmer, daß sich ein Ausweg finden lassen werde. Da ihm aber kein glücklicher Gedanke kommen wollte, verschlechterte sich seine Laune von Tag zu Tag, sogar das Essen wollte ihm nicht mehr schmecken.

Nun noch wieder diese unnütze Ausgabe, nachdem Gretchens Besuch schon so viele Kosten verursacht hatte. Die alte Haushälterin, die ohnehin mehr verbrauchte, als Christian Vender für nötig hielt, hatte versichert, daß seine Nichte einen ganz enormen Appetit entwickelt hatte, und in Hinsicht darauf das Doppelte in Anrechnung gebracht.

So sehr Onkel Christian sich dies nun auch zu Herzen nahm freute er sich doch, einer großen Gefahr glücklich entronnen zu sein. Eine Frau mit einem so riesengroßen Appetit war ganz und gar nicht nach seinem Sinn, die würde ihn ja in ganz kurzer Zeit arm gegessen haben; er war mit dem andern, den er kürzlich noch glühend gehaßt hatte, nicht nur vollständig ausgeföhnt, sondern ihm noch von Herzen dankbar, daß er ihn vor solchem Schicksal bewahrt hatte, und wenn das vermaledeite Hochzeitsgeschenk nicht gewesen wäre würde er sich vollkommen glücklich und zufrieden geföhlt haben.

Es waren nur noch zwei Tage bis zur Hochzeit. Onkel Christian hatte eine schlimme Nacht gehabt, in der er von bösen Träumen heimgesucht worden war. Das Hochzeitsgeschenk hatte natürlich die Hauptrolle darin gespielt. Seine sämmtlichen Neffen und Nichten waren ihm erschienen und hatten ihn so lange gepeinigt, bis er seinen letzten Pfennig für Hochzeitsgeschenke ausgegeben hatte, und hernach hatten sie ihn verlacht und verspottet. In Schweiß gebadet aufgewacht, hatte er sogleich nach seinem Portemonnaie gegriffen und sich überzeugt, daß nur ein böser Traum ihm dies alles vorgegaukelt hatte. Er war aber wieder in sehr unliebsamer Weise an das fatale Hochzeitsgeschenk erinnert, und das schon am frühen Morgen.

Nein wirklich, Gretchen konnte unmöglich das sanfte, gut-herzige Geschöpf sein, für das er sie bisher gehalten hatte, wenn sie imstande war, den armen alten Onkel so zu quälen und zu peinigen.

Was sollte er nun beginnen? Er mußte endlich einen Entschluß fassen.

Nach dem Frühstück, das ihm bitter wie Galle geschmeckt hatte, machte er sich auf den Weg zu Tiedemann, der das verhängnisvolle Service, von dem Gretchen so entzückt war, im Schaufenster stehen hatte. Er wollte es sich einmal in nächster Nähe betrachten, zu kaufen hatte er damit noch nicht nötig.

Als er den Laden zu so früher Stunde betrat, fand er alles in größter Verwirrung. Auf dem Fußboden lagen eine Menge Scherben, der Inhaber schalt und tobte, ein Kommiss stand wie ein begoffener Pudel da, die Augen zu Boden gesenkt, neben ihm ein blutjunges Mädchen, das sich mit dem Schürzenzipfel die Thränen abwischte.

Onkel Christian hatte eine Weile gestanden und sich die Bescherung angesehen; schon wollte er sich wieder entfernen, als Herr Tiedemann ihn bemerkte und nach seinen Wünschen fragte. Er trat näher und betrachtete die Scherben — waren das nicht? — ja, wahrhaftig, das war das von Gretchen ersehnte Service. Des

Onkels Miene hellte sich auf, — nun konnte er es nicht kaufen, — solches Glück hätte er sich nicht träumen lassen.

„Dies Service wollte ich eben kaufen, thut mir ganz unendlich leid, wünsche Ihnen einen guten Morgen.“

Onkel Christian war schon aus der Thür.

„O bitte, mein Herr, einen Augenblick,“ sagte Tiedemann, „ich habe noch ein ganz ebensolches, möchten Sie vielleicht die Güte haben, sich das anzusehen?“

Christians Miene verfinsterte sich wieder. „Und der Preis?“ fragte er zögernd.

„Hundertzwanzig Mark,“ war die prompte Antwort.

„Hun — dert — zwanzig Mark?“ fast blieben die Worte ihm in der Kehle stecken. Da kam es wie eine Erleuchtung über ihn. „Was soll denn das zerbrochene Service kosten?“

„Das zerbrochene Service?“ fragte Tiedemann erstaunt, „das können Sie doch unmöglich gebrauchen. Ein schöner Schaden für mich. Ja, ja, die jungen Leute heutzutage; das Mädel sollte aufwaschen, der Kommiss beaufsichtigen, daß nichts zerbrochen wird. Statt dessen scheinen die beiden leichtsinnigen Menschen den Laden für einen Tanzboden gehalten zu haben; als ich hereinkomme, sehe ich sie wie unklug herumwalzen und dabei den Tisch mit dem Service umrennen.“

Christian Vender hörte nur mit halbem Ohr zu, es war ihm völlig gleichgültig, wie der Schaden entstanden war. Als Tiedemann eine Pause machte, fragte er ungeduldig:

„Wie hoch würde sich der Preis für das zerbrochene Service stellen? Ich wünsche es zu kaufen.“

„Der Herr belieben zu scherzen.“

„Keineswegs; also was soll es kosten?“

„Nun denn, wenn Sie es durchaus haben wollen, zwanzig Mark.“

Tiedemann glaubte, daß das Gehirn seines Kunden nicht ganz in Ordnung sei.

„Zwanzig Mark ist doch wohl ein bißchen zu viel.“

„Durchaus nicht, Sie müssen bedenken, daß noch einige Stücke heil geblieben sind, die sich einzeln verwerthen lassen.“

„So viel möchte ich nicht gern dafür anlegen, das ist mir die Geschichte nicht werth,“ sagte Onkel Christian zögernd.

„Nun, dann wollen wir fünfzehn Mark sagen.“

„Abgemacht, natürlich inklusive Verpackung, es soll verschickt werden.“

„Wünschen Sie denn alle Scherben zu haben?“

„Selbstverständlich, darauf kommt es mir gerade an.“

„Dann soll es wohl für einen Polterabend sein?“

„Vielleicht ja, aber recht sorgfältig einpacken, gut sortirt, alles gut bei einander, so — so — hm — nun, Sie verstehen, daß nichts verrathen wird.“

Tiedemann erwiderte, daß er ihn sehr wohl verstehe und alles zu seiner Zufriedenheit besorgt werden solle. Vender gab Gretchens Adresse, zahlte fünfzehn Mark und ging sehr befriedigt fort.

„Da sind ja hundert und fünf Mark rein verdient, und ich kann mir heute mit gutem Gewissen ein Glas „Echtes“ leisten, habe ordentlich Hunger und Durst bekommen.“ Onkel Christian rieb sich vergnügt die Hände.

„Gretchen mag schön lamentiren,“ setzte er sein Selbstgespräch fort, „aber das kommt von so unbescheidenen Wünschen. Tiedemann hat natürlich schlecht verpackt und muß Ersatz leisten, das ziehe ich denn so lange hin, bis das Service verschmerzt und vergessen ist. Du bist doch ein Piffikus, alter Christian.“

Auch Tiedemann war froh, daß er für die Scherben doch noch eine Kleinigkeit herausgeschlagen hatte, er wandte sich zu dem Kommiss.

„Sie haben gehört, wie der Herr es wünscht; suchen Sie die Stücke zusammen und packen Sie sofort alles gut ein, aber schnell, daß hier Ordnung kommt.“

Der Kommiss machte sich mit großem Eifer ans Werk, ihm war Onkel Christian wie ein rettender Engel erschienen, der den Born seines Chefs etwas abgelenkt hatte; dafür wollte er sich durch recht sorgfältige Verpackung, — das einzige, was er von Venders Anweisung verstanden hatte, — erkenntlich zeigen, zu den Undankbaren gehörte der kleine Kommiss nicht. —

Der Hochzeitstag war herangekommen. Gretchen war eine überaus glückliche Braut. Ihr Fritz konnte ihr zwar nur ein sehr bescheidenes Heim bieten; sie waren aber beide jung, fleißig und anspruchlos und hofften, gut vorwärts zu kommen. Die Zukunft erschien ihnen im rosigsten Licht.

Beide waren sehr beliebt und hatten viele Freunde, die alle bestrebt waren, ihnen zu ihrer Hochzeit ihre Anhänglichkeit zu beweisen. Zahlreiche Geschenke waren bereits eingetroffen, nur das Service des Onkels, das den Glanzpunkt bilden sollte, fehlte noch.

Gretchen war schon viel gefragt worden, ob der Spendir-Onkel noch nichts von sich habe hören lassen, und auf ihre Andeutungen, daß er sich großartig nobel machen werde, hatte sie sich manchen Spott und manche Neckerei gefallen lassen müssen, denn jeder glaubte, daß er es bei dieser Gelegenheit ebenso machen werde, wie mit allen andern Geschenken, die er je versprochen hatte.

Um so ungebuldiger erwartete Gretchen das Service; sie wollte den Leuten zeigen, wie sehr sie sich diesesmal in dem guten Onkel geirrt hatten, dem sie von Herzen zugethan war.

Sie hatte schon alle Hoffnung aufgegeben und wollte gerade ihren bräutlichen Staat anlegen, als die Kiste anlangte. Nun mußte schleunigst ausgepackt werden, damit die Gäste das kostbare Geschenk noch in Augenschein nehmen konnten. Hülfreiche Hände fanden sich schnell bereit, und Gretchen stand freudestrahlend dabei.

Das erste, das ans Tageslicht befördert wurde, war die Hälfte eines Tellers, sehr sorgfältig in Papier gewickelt. Ein Ausruf des Schreckens entfuhr Gretchens Lippen; sie war aber völlig sprachlos, als Scherbe auf Scherbe, jede einzeln eingewickelt, zum Vorschein kam. Die Thränen wollten ihr in die Augen steigen, sie unterdrückte sie tapfer, denn an diesem glücklichsten Tage ihres Lebens wollte sie nicht weinen. Sie ließ die Scherben wieder einpacken und die Kiste vernageln. Dann kleidete sie sich schleunigst an, es war die höchste Zeit. Der Spiegel zeigte ihr wieder ein liebliches, glückliches Antlitz, das keine Spur von Enttäuschung mehr sehen ließ. Sie lächelte und sagte leise:

„Warte, Onkel Christian, Dich wollen wir schon kriegen.“

Acht Tage später saß der Spendir-Onkel in bester Laune beim Frühstück und ließ es sich trefflich munden; er freute sich noch immer über seinen geschickten Einfall.

Er hatte noch nichts über das Service gehört und er beunruhigte sich auch nicht darüber; aus seinen vielen Erfahrungen wußte er schon ungefähr, wie die Sache ablaufen würde.

Es klingelte. Der Briefbote brachte einen Brief von Gretchen. Onkel Christians Gesicht, das eben noch so unsibel ausgeschaut hatte, zog sich beim Lesen merklich in die Länge. Gretchen hatte sich für morgen angemeldet; sie wollte dem lieben Onkel, da er zur Hochzeit nicht gekommen war, gern ihren Fritz vorstellen und sich selbst als glückliche junge Frau präsentieren.

Sollte sie etwas gegen ihn im Schilde führen? Da galt es vorsichtig sein. Mit seiner Ruhe und Sicherheit war es vorbei; das schlechte Gewissen peinigte ihn.

Er hatte geglaubt, daß Gretchen vollständig von ihren Hausfrauenpflichten und ihrem jungen Eheglück in Anspruch genommen sei, und daß die beiden bei ihren beschränkten Mitteln sich so bald eine Reise leisten würden, kam ihm gänzlich unerwartet.

Er mußte jedoch gute Miene zum bösen Spiel machen und befahl der Haushälterin, sich zum Mittagessen auf den Besuch einzurichten. Auch eine Flasche Wein mußte spendirt werden, blamiren durfte er sich nicht.

Pünktlich traf Gretchen mit ihrem Ehegatten ein, sie war freundlich und herzlich und erwähnte nichts von dem zerbrochenen Service. So verlief das Mittagessen heiter und fröhlich. Trotzdem konnte Onkel Christian sich einer gewissen Bellemmung nicht erwehren.

Als er sich nach Tisch zu einem Nachmittagschläfchen zurückziehen wollte, sagte Gretchen:

„Ich habe Dir für unser Hochzeitsgeschenk noch garnicht gedankt, aber denke nur, Onkelchen, das kostbare Service ist in Scherben bei uns angelangt.“

Der Spendir-Onkel war ganz entrüstet, schalt und wetterte auf den verfluchten Tiedemann, der es so schlecht verpackt habe, aber er mußte für den Schaden aufkommen.

„Dann können wir ja hernach hingehen und die Sache in Ordnung bringen, ein bißchen frische Luft wird uns ohnehin gut thun.“

„Um Gotteswillen,“ entfuhr es dem Onkel, „nein, nein, ich bin erkältet und darf heute nicht ausgehen.“ Er begann krampfhaft zu husten.

„Onkelchen, das sollst Du auch nicht,“ erwiderte Gretchen, die nur mit Mühe ein Nücheln unterdrücken konnte, „lege Dich hin und ruhe Dich recht schön aus, wir nehmen Dir den Gang gern ab, wir machen uns sofort auf den Weg zu Tiedemann und —“

„Nein, nein, auf keinen Fall,“ wehrte Onkel Christian ab, dem recht unbehaglich zu Muthe wurde, „ich bin heute nachmittag nicht ein bißchen müde und möchte Euch nicht einen Augenblick entbehren, wer weiß, ob ich Euch sobald wieder bei mir sehen werde.“

„Darüber können vielleicht Jahre vergehen,“ erwiderte Gretchen.

„Um so mehr will ich Eure Gegenwart jetzt noch genießen, ich habe mich so unendlich auf Euren Besuch gefreut,“ log der Onkel und maß Gretchen mit einem scheuen Seitenblick; er hätte gar zu gerne ergründet, ob hinter ihrer weißen Stirn wohl noch Gedanken lauerten, die ihn in Verlegenheit bringen konnten. Sie war aber unbesungen und heiter und fügte sich willig seinen Wünschen. Eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges meinte Gretchen, wenn sie jetzt aufbrächen, könnten sie gerade noch den kleinen Umweg zu Tiedemann machen.

„Nein, Kinderchen, bleibt noch diese kurze Zeit bei dem alten Onkel, den Ihr vielleicht nie wiedersehen werdet.“ Dabei wischte er sich eine Thräne aus dem Auge.

„Ich gehe morgen selbst zu Tiedemann, natürlich muß er das Service nachliefern.“

„Ist es sicher, daß ich das Service bekomme, kann ich mich darauf verlassen?“

„Selbstverständlich, Kinderchen, ich will doch das Geld nicht zum Fenster hinausgeworfen haben.“

„Ein Mann, ein Wort, Onkel Christian,“ sagte Gretchen ernsthaft, „Du bist mein Zeuge, Fritz, daß der Onkel mir das Service nochmals versprochen hat.“

„Nun laßt aber diese unerquidliche Geschichte ruhen,“ sagte Onkel Christian, dem recht warm geworden war, er wischte sich große Schweißtropfen von der Stirn, „wir wollen uns doch die letzte halbe Stunde nicht muthwillig verderben.“

Der Spendir-Onkel ließ die jungen Eheleute erst fort, als ihnen nur noch so viel Zeit blieb, daß sie den Bahnhof in größter Eile erreichen konnten.

„Gott sei Dank!“ rief er aus, als sie fort waren, „das war ein heißer Tag, nun habe ich ja wohl endlich Ruhe.“

Den nächsten Morgen bekam er zu seinem maßlosen Erstaunen schon in aller Frühe einen Brief Gretchens:

Herzliebster Onkel!

Raum sind wir von Dir fort, so muß ich Dir schon wieder schreiben. Höre nur, wie es uns ergangen ist. Durch Deine große Gastlichkeit wurden wir bei Dir so lange festgehalten, daß wir bald zu der Einsicht kamen, wir würden trotz eilenden Laufes

den Zug nicht mehr erreichen. Wir schwenkten deshalb nach rechts ab und begaben uns zu Tiedemann, um die fragliche Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Ich denke, daß wir Dir einen Gefallen gethan haben, indem wir Dir diesen Gang abnahmen. Du hast nun nicht nöthig, mit Deiner Erkältung auszugehen, sondern kannst Dich hübsch ruhig verhalten.

Nun aber zur Sache. Nachdem wir mit Tiedemann Rücksprache genommen hatten, der übrigens, nebenbei bemerkt, sehr liebenswürdig und entgegenkommend war, fiel es uns plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß Du Dir einen Spaß mit uns gemacht hast, einen wahrhaft köstlichen Spaß. Wir sind eigentlich dumm gewesen, daß wir es nicht gleich gemerkt hatten, wir hätten es uns denken können, wie die mit großer Sorgfalt einzeln eingewickelten Scherben zum Vorschein kamen. Ein kostbarer Polterabendscherz, und welche Extra-Ausgabe hast Du Dir noch dadurch gemacht, Du guter Onkel!

Unsere freudige Ueberraschung magst Du Dir vorstellen, als Herr Tiedemann uns das nun richtig für uns bestimmte Service zeigte, das Du hattest zurückstellen lassen. Wir danken Dir aufs allerherzlichste dafür und sind gerührt von Deiner großen Güte.

Die Kiste mit den Scherben ist schon unterwegs, hebe sie nur sorgfältig auf, vielleicht wirst Du bald Gelegenheit haben, sie nochmals zu verwenden, — wir werden natürlich nichts verrathen, sondern uns freuen, wenn anderen eine ebensolche Ueberraschung zu theil wird.

Willst Du uns besuchen, lieber Onkel, so weißt Du, daß wir Dich mit offenen Armen empfangen werden.

In steter Liebe

Deine dankbaren

Fritz und Gretchen.

Nachschrift. Wir wären am liebsten gleich zu Dir geeilt, um Dir unsern Dank noch mündlich abzustatten und den Rest dieses so überaus frohen Tages mit Dir zusammen zu verleben. Wir fürchteten jedoch, daß unser abermaliger Besuch für Dich zu anstrengend und aufregend sein würde, zumal Du Dich nicht recht wohl fühltest und gewiß früh zur Ruhe legen wolltest; wir gingen deshalb direkt zum Bahnhof, um die Zeit bis zum Abgang des letzten Zuges dort zum Schreiben an Dich, lieber Onkel, auszunutzen, daß Du morgen in aller Frühe Nachricht von uns hast.

Dein Gretchen.

Onkel Christian war wie vom Schläge gerührt, als er diesen Brief las; doch alles Fluchen, Schelten und Betern half ihm nichts, er mußte die Kiste mit den Scherben, die unfrankirt war, in Empfang nehmen und die Rechnung an Tiedemann wohl oder übel bezahlen. Ein ganz kleiner Trost blieb ihm, — daß er dieses abschauliche, ränkelsüchtige Frauenzimmer nicht zur Frau bekommen hatte, die gönnte er lieber dem Fritz, der auch wohl nicht besser sein mochte.

Das Versprechen von Geschenken hat der Spendir-Onkel sich aber seitdem abgewöhnt, davon war er gründlich kurirt.

(Nachdruck verboten.)

### Räthselecke.

#### Bilderräthsel.



#### Anagramm.

Du siehst es blühen, glühen,  
Und siehst es auch erblichen.  
Stellst anders Du zwei Zeichen,  
Dann läßt sich's schieben und ziehen.

#### Zifferblatträthsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

An Stelle der Ziffern des Ziffernblattes sind die Buchstaben AA, B, EEE, LL, M, R, SS derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:

- 1—4 chemische Bezeichnung.
- 1—5 Stadt in der Schweiz.
- 3—7 weiblicher Vorname.
- 4—6 Gebirge in Braunschweig.
- 4—8 österreichischer Dramendichter.
- 7—8 Maß.
- 7—10 altgriechischer Gott.
- 9—12 nützliches, vielverkanntes Thier.
- 10—1 Stadt in Oberfranken.
- 11—2 Insel im Mittelmeer.

#### Silberräthsel.

Aus nachstehenden Silben

bal, er, fen, fors, ha, hel, ka, kan, lei, len, mens, na, nei, o, pe, platz, ran, rei, rel, ret, sing, stein, sten, strut, te, te, ty, un, wal, zug

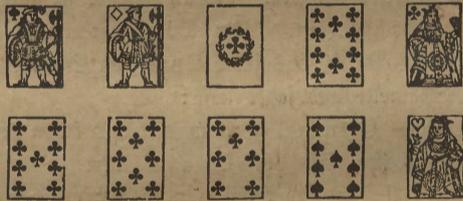
sind 10 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1 österreichischer Feldherr; 2 Musikwert; 3. finnische Stadt; 4. Musikinstrument; 5. Herrschaftsform; 6. ein für Handel und Schifffahrt wichtiger Ort; 7. kleiner deutscher Fluß; 8. wichtig bei Briefen und Urkunden; 9. Gebirge in Europa; 10. Theil des Heeres. Sind die richtigen Wörter gefunden, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben im Zusammenhang gelesen ein bekanntes Sprichwort.

#### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Bengel, Unter; V M H die drei Spieler).

Das nachstehende achttrümpfige Solo wurde in Mittelhand verloren, obwohl noch zwei Asse im Stak lagen:

b, dB, aA, 10, D, 9, 8, 7; b9, cD.



V hatte 7 Augen weniger in der Karte, als H; die Gegner kommen bis 60. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

#### Auflösung des Merkräthfels.

Glück und Glas, wie leicht bricht das.

#### Auflösung des Bilderräthfels.

Im Weine ist Wahrheit.

#### Auflösung der Gleichung.

Frühling. (a Frau, b Au, c Rübe, d Halle, e Me, f Hering, g her.)

#### Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von C. Barain).

B. Kc7, Dg4, Ld2, e4.

Schw. Ke5, Lb1, Sa1, Ba2, b4, b7, c6, d3, f3, g5, g7.

1. Dg4—d7; Ke4; 2. Kd6. — 1. . . . ., g6; 2. Lc3. —

1. . . . ., Sb3 (g4); 2. Lg6. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Georg, Leopold und Emma Segall, Hans Baumgärtel, Gerda Lipowski, Georg Abraham, Franz Rosenthal, Alfred, Adolf und Paul Richter, Erich Malzahn, Erna Schmidt, Erwin Buchholz, Ludwig Seyfer, Willi, Fritz und Erna Pollack, Adolf Lehn, Elisabeth Etteff, Julius Drzymalski, Johann Hystawa, Bromberg.